

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 227. Bromberg, den 23. Dezember 1925.

Der Globus-Apotheker.

Ein humoristischer Reiseroman von Heinz Welten.

(1. Fortsetzung.) ——

Wenn man dem krummen Pichels gesagt hätte, daß das steinerne Pferd am Kaiser-Wilhelm-Denkmal lebendig geworden wäre und auf dem Marktplatz spazieren ginge, oder daß die sechs Schwäne aus dem Stadtwappen am Rathause herausgeflogen seien und auf der Mulde herum schwämmen, dann würde er das bedingungslos geglaubt und sich nicht einmal darüber gewundert haben. Denn der krumme Pichels war ein Aufgeklärter und wenn er auch vom alten Horaz und seinem „nil admirari" nichts gelesen hatte, so wußte er doch, daß in dieser verrücktesten aller Welten nichts unmöglich ist. Aber wenn ihm jemand erzählt hätte, daß Frau Oberpostsekretär Enkelmann ihren Korb gepackt hätte, daß dieser Korb bereits auf dem Bahnhof stand und daß die Besitzerin dieses Korbes sich mit samt ihrem Minchen bald selbst auf den Bahnhof begeben würde, um eine Reise anzutreten, dann würde er ganz energisch mit dem Kopf geschüttelt und mit dem Stock auf den Boden geschlagen haben.

„Nee, wissen Se. Für gare so dumm dürfen Sie mich ooch nich halten. Gott verdamm mich noch emal! Das glooben Se alleene nich. Sie, Sie — — —" Und dann wäre ein Wort gefolgt, für das in der Schriftsprache die Zeichen fehlen.

Damit hätte er sich umgedreht und wäre, mit seinem Stock aufstampfend, in die nächste Destille gegangen, um sich durch einen großen Seelenstärker von diesem Attentat auf seinen gesunden Menschenverstand zu erholen.

Die Enkelmanns wollten verreisen! Noch niemals im Leben waren die Enkelmanns verreist, nicht die Mutter und nicht die Tochter und der selige Oberpostsekretär schon garnicht. Er war in Zwickau geboren worden, er hatte hier gelebt und war hier begraben, wie es sich für einen Zwickauer Bürger geziemt. Die Zwickauer reisen nicht in der Welt herum. Sie sind ordentliche, seßhafte Leute und haben es nicht nötig. Gott sei Dank! Warum sollen sie auch reisen? Schöner als in Zwickau ist es nirgendwo auf der Welt. Zigeuner und Böhmaken wandern in der Welt herum. Ordentliche Menschen bleiben zu Hause.

Trotz alledem bewahrheitete sich das Gerücht und ganz Zwickau zerbrach sich den Kopf darüber. Es hatte auch allen Grund dazu. Denn Frau Enkelmann hatte ihre Vorbereitungen so geheimnisvoll getroffen und ihren Entschluß so schnell verwirklicht, daß man vor einer Tatsache stand, kaum daß man Zeit gehabt hätte, sich an das Gerücht zu gewöhnen.

Ganz plötzlich waren Frau Enkelmann und ihr Minchen verschwunden. Sie hätten ihre Wohnung abgeschlossen und nur Herrn Justizrat Ebenstein, ihrem Hauswirt, der im Parterre wohnte, einen Abschiedsbesuch gemacht, um ihm die Schlüssel anzuvertrauen.

Der alte Justizrat war der einzige gewesen, mit dem Frau Enkelmann über die Tragödie im Stadtpark gesprochen hatte. Sie war, nachdem sie mit ihrem Minchen sich ein wenig unterhalten hatte, sofort zu ihm herunter gegangen, um sich mit ihm zu beraten. Eigentlich hatte sie ihn nur bitten wollen, die Klage gegen die Kanzleirätin anzustrengen. Beleidigung, Verleumdung, Körperverletzung, Sachbeschädigung! Das waren ganz ordentliche Posten. Die rächende Nemesis würde schon wissen, welche Rechnung sie der Kanzleirätin für alle diese Schandtaten präsentieren dürfe. Zwei, drei Jahre Gefängnis waren das Mindeste.

Die kleine Frau Enkelmann war eine seelensgute Frau; aber wenn man sie angriff, wehrte sie sich ihrer Haut. Dann wurde sie unerbittlich. Niemals würde sie es der Kanzleirätin verzeihen und wenn diese eine geschlagene Stunde lang vor ihr auf den Knien herumrutschen würde. Niemals! Sofort mußte der Justizrat die Klage aufsetzen. Sie würde sonst in der ganzen Nacht kein Auge zutun können.

Doch der Justizrat hatte es nicht so eilig. Er war ein alter Praktikus und wußte, daß noch immer nach dem alten Rechtssatz gerichtet wird: „Eenes Mannes Rede ist keenes Mannes Rede; man muß sie hören alle Beede." Darum hatte er es nicht eilig; denn er konnte sich denken, daß des „anderen Mannes Rede" beträchtlich anders lauten würde. Darum empfahl er, mit der Klagerei lieber zu warten, bis die Gegenpartei mit ihrer Klage herauskäme, was wohl sicher erwartet werden müsse.

Die kleine Frau Enkelmann blickte ihn empört an. Die Müffelmann würde auch klagen? Davon konnte keine Rede sein. Nur sie war die Angegriffene, die Beleidigte, die Mißhandelte gewesen, und alles, was sie selbst getan hatte, war in berechtigter Notwehr geschehen. Notwehr aber ist erlaubt; das wußte sogar sie, obgleich sie nicht auf Juristerei studiert hatte. Doch der Justizrat ließ sich nicht irremachen.

Er redete ein Langes, Breites, belegte es mit vielen Beispielen aus seiner umfangreichen Praxis und als Frau Enkelmann, nun schon ganz kleinlaut geworden, mit niedergeschlagenen Augen erklärte, daß sie sich nicht mehr auf die Straße wage, da schon alle Zwickauer um den Schimpf wüßten, den man ihr angetan habe und den sie — auf seinen Rat hin — sogar ungesühnt lassen solle, hatte er empfohlen, mitsamt dem Minchen auf einige Wochen zu verreisen. Das wäre in solchen überaus verzwickten Fällen immer die beste und einfachste Lösung. Und da sie als ein sparsame Frau bekannt sei und er wüßte, daß sie sehr wohl von ihrem Ersparten tausend Mark abheben und damit auf Reisen gehen könne, sehe er nicht ein, weshalb sie dieses ebenso praktische wie angenehme Mittel nicht anwenden sollte.

Fast eine Stunde hatten sie sich so unterhalten, der Justizrat Ebenstein, der die wunderliche Schrulle hatte, alle Leute vom Klagen abzuhalten und der trotzdem — oder vielleicht gerade deshalb — die größte Anwaltspraxis hatte, und Frau Oberpostsekretär Enkelmann, seine älteste Mieterin, die einmal, vor langer, langer Zeit mit dem Gedanken gespielt hatte, daß aus einer verwitweten Oberpostsekretärin eine Justizrätin werden könnte. Denn ein Junggeselle, der eine Witwe oft besucht, um ihr Ratschläge zu erteilen, und ihr zu helfen, soweit solches in seiner Macht steht, tut das nicht aus christlicher Nächstenliebe. Zumal wenn er gar kein Christ ist und wenn besagte Witwe noch so sauber und reputierlich aussieht, wie Frau Therese Enkelmann vor zehn Jahren ausgesehen hatte. Doch das waren alte Geschichten und davon war jetzt nicht mehr die Rede. Von anderen, wichtigeren Dingen hatten sie zu sprechen und diese wurden denn auch so gründlich durchberaten, daß, als sie auseinander gingen, alles geregelt war.

Auch daß sie beide, der Justizrat und Frau Oberpostsekretär Enkelmann morgen früh zusammen zum Herrn

Amtsgerichtsrat Willmersdörfer gehen wollten, damit sie diesem alles erzählen und er ein Protokoll aufnehmen könne, hatten sie vereinbart. Denn wenn man auch noch nicht wußte, wie die Gegenpartei sich verhalten würde, so war doch rätlich, die Aussage schon jetzt zu machen und sie eidlich zu erhärten, damit sie bei einer eventuellen Klage bereits vorlag und die geplante Reise nicht vorzeitig abgebrochen werden mußte.

Mit anderen Gedanken, als sie gekommen war, stieg Frau Enkelmann die Treppe wieder hinauf. Alle Rachegefühle waren weggeblasen. Nur ein Wunsch beherrschte sie: Fort von hier, so schnell als möglich, fort! Und lange, recht lange wollte sie wegbleiben, bis alles erledigt war. Wenn sie nicht am nächsten Morgen mit dem Justizrat hätte auf das Amtsgericht gehen müssen, wäre sie noch in der Nacht abgereist.

Sofort ging sie, trotz der vorgerückten Abendstunde, auf den Boden, holte den großen Korb herunter, in dem die Wintersachen aufbewahrt wurden und der jetzt leer stand, und packte mit Minchens Hilfe alles hinein, was man für einen längeren Aufenthalt brauchen würde. Am nächsten Morgen sollte der Bürodiener des Justizrats mit Minchen zusammen den Korb auf den Bahnhof bringen. Dann sollte Minchen den Korb aufgeben und im Wartesaal auf die Mutter warten, die vom Amtsgericht direkt auf den Bahnhof kommen würde.

Alles verlief programmäßig. Nur daß Minchen nicht, wie vereinbart worden war, im Wartezimmer saß, sondern vor der Gepäckabfertigungsstelle wartete. Frau Enkelmann ärgerte sich; sie hatte sich schon genug heute geärgert. Der Amtsgerichtsrat hatte sie mit seinen Fragen ganz dumm gemacht. Er hatte nach Dingen gefragt, die mit der ganzen Geschichte in gar keinem Zusammenhang standen. Es hatte schrecklich lange gedauert, bis sie ihm hatte klarmachen können, um was es sich handelte, daß sie, nur sie die Beleidigte, die Gekränkte wäre.

Und nun stand Minchen noch hier und hatte nicht einmal den Korb aufgegeben.

„Nun stehst du noch immer hier mit dem Korb! Muß ich denn alles allein machen?“

Minchen hatte ein unglückliches Gesicht.

„Aber wenn ich ihn doch nicht aufgeben kann! Der am Schalter hat gesagt, ich muß ihm sagen, wohin ich den Korb aufgeben soll.“

Frau Oberpostsekretär Enkelmann öffnete den Mund und schloß ihn wieder. Wohin? Daran hatte sie noch gar nicht gedacht. Es war alles so schnell gekommen.

•

In dem kleinen, auch an hellen Sommertagen halb dunklen, weil nach dem Hof gelegenen Stübchen, das das Privatkontor der Apotheke zur Weltkugel bildete, saß Dietrich Overweg und ordnete seine Kassenrezepte. Denn der Quartalserste war vorüber, an dem die Krankenkassen ihre Rechnungen bekommen mußten. Eigentlich hätten sie schon eingereicht sein müssen. Aber Overweg beeilte sich nicht. Er brauchte das Geld nicht notwendig und die Arbeit des Rechnungsausschreibens war langweilig und mühsam. Jedes Rezept mußte nach Datum und Namen registriert und in das große Verzeichnis eingetragen werden, das der Rechnung „zur gefälligen Nachprüfung und Regulierung“ beigegeben wurde. Aber er tat die Arbeit gern, da sie die einzige war, die von ihm verlangt wurde.

Alles war gekommen, wie er es sich in den langen Jahren seiner Gehilfentätigkeit ausgedacht hatte, und sogar noch ein gutes Teil besser. An eine Apotheke in Berlin hätte er auch in seinen kühnsten Träumen nicht zu denken gewagt. Das war das große Los in der Glückslotterie, war ein Zufall, der gemeinhin nur Menschen begegnet, die dank eines einflußreichen Onkels oder einer noch einflußreicheren Tante dem Glück ein wenig nachhelfen können.

Ihm aber war das große märchenhafte Glück von selbst in den Schoß gefallen. In einem der reichsten Berliner Vororte hatte er seine Apotheke aufmachen dürfen. Vom ersten Tage an blühte sein Geschäft. Schon nach drei Monaten mußte er einen zweiten Gehilfen annehmen und jetzt, nach einem halben Jahre, annoncierte er in der pharmazeutischen Zeitung nach der dritten Hilfskraft!

Ruhig und gleichmäßig mit der Präzision einer gut arbeitenden Maschine, nahm er von dem vor ihm liegenden Rezepthaufen ein Rezept nach dem anderen, prüfte es, machte mit dem Bleistift seinen Registriervermerk und legte es dann in eine der vier Mappen, die rechts von ihm auf einem kleinen Tischchen lagen. Er hatte im Anfang nicht geglaubt, daß er sich an dieser monotonen Arbeit genügen lassen, daß er sie überhaupt ausführen würde. Das konnte ein Buchhalter erledigen; er würde dazu keine Zeit haben. Er mußte sich in der Apotheke betätigen, mußte Kunden bedienen, seine Gehilfen beaufsichtigen, überall nach dem Rechten sehen, wie es ihm als Chef zukam.

Doch Herr Thomas, sein erster Provisor, hatte ihm das bald abgewöhnt. Herr Thomas war ein eleganter Herr von dreißig Jahren, der seit mehr als zehn Jahren in Berliner Apotheken sich betätigte und wußte, wie man Chefs behandeln muß, die ihre Nase in alle Töpfe stecken. Er war ein sehr selbstbewußter Mensch, der die Apothekenverhältnisse, das Kassenwesen, den Verkehr mit Ärzten und mit dem Publikum gut kannte. Aber wenn Herr Overweg, sein Chef, sich in der Apotheke blicken ließ, ging eine Wandlung in Herrn Thomas vor. Dann wurde er plötzlich unselbständig, hilflos, wie ein Lehrling, der zum erstenmal hinter einem Rezeptiertisch steht. Dann hielt er tausend Fragen bereit, mit denen er den Chef überschüttete. Er frug nach unbekannten Spezialitäten, die angeblich soeben verlangt worden wären, nach Kommentaren zu neuen, ihm unverständlichen Verfügungen. Er bat um Auskunft in kniffligen Fällen und Situationen, die er sich ausgedacht hatte. Er zeigte Rezepte vor, die er nicht zu entziffern vermochte, und andere, auf denen Heilmittel verordnet wurden, von denen er noch nie etwas gehört hatte. Er bat in allen solchen Fällen um Belehrung, die ihm der an andere, weit einfachere Verhältnisse gewöhnte Overweg niemals zu geben vermochte.

Nach acht Tagen begriff der neugebackene Chef, daß er am besten tat, in seinem Privatkontor zu bleiben und nur am Abend in die Offizin zu kommen, um Kasse zu machen, im übrigen aber den Betrieb in der Apotheke Herrn Thomas und Herrn Färber zu überlassen, die ohne ihn fertig wurden. Seine Würde als Chef wurde hierdurch nicht beeinträchtigt; ihr geschah vollauf genüge, wenn er im Nebenzimmer saß, dessen in die Apotheke führende Glastür stets offen stand, so daß er auch von hier aus alles überwachen und beaufsichtigen konnte.

Als er mit dem größten Rezepthaufen, auf dem die Rezepte der Landkrankenkasse lagen, fertig war, nahm er, um ein wenig auszuruhen, die pharmazeutische Zeitung vor. Er wollte sehen, ob das Inserat einen guten Platz gefunden hatte, in dem die Apotheke zur Weltkugel „bei hohem Gehalt und Reiseferien einen gewandten Herrn für Handverkauf und Rezeptur“ suchte. Als er das Inserat gefunden hatte, blätterte er in der Zeitung weiter, bis sein Blick an einer kleinen Annonce hängen blieb.

Islandfahrt.

Naturfreunde, die Lust haben, sich an einer Islandfahrt zu beteiligen, wollen ihre Adressen Oberlehrer Dr. Heimcke, Berlin-Pankow, Kavalierstraße 21, mitteilen. Näheres daselbst.

Er ließ das Blatt sinken. Island! Wenn er nach Island fahren würde! Er mußte an seinen Globus denken. Die schwarzen Tintenlinien, die er auf ihm gezogen hatte, liefen im Norden bis zum 60. Breitengrade. Weiter hinauf war er nicht gekommen. Island mußte viel nördlicher liegen, am 68., 69. Breitengrade, nahe dem Polarkreise. Das würde eine Linie auf seinem Globus geben! Von Christiania nördlich immer weiter hinauf. Oder vielleicht fuhr man gar eine andere Strecke, die er noch niemals gefahren war!!

Er überlegte eine Weile, ohne zu einem Resultat zu kommen. Der Globus, der ihm hätte Auskunft geben können, stand oben in seinem Wohnzimmer.

Er hielt die Zeitung noch immer in der Hand. Island! Der 69., vielleicht der 70. Breitengrad! 20 Dampferlinien zeigen den Weg nach Neuyork, eine einzige wahrscheinlich den Weg nach Island.. Wen er diese eine würde mit Tinte nachziehen dürfen!

Deutlich hörte er die lockende Stimme. Aber es ging nicht. Er hatte seine diesjährige Reise bereits hinter sich. Vor vier Wochen erst war er von einer zweimonatlichen Reise zurückgekehrt, die ihn über Wien und Budapest nach Konstantinopel, von da nach Kairo geführt hatte. Von Kairo war es weiter gegangen nach Port Said und Jaffa, nach Palästina. Drei Erdteile kannte er jetzt: Europa, Afrika und Asien.

Und wie bequem war die Fahrt gewesen! Er hatte sich an einer Gesellschaftsreise beteiligt, die um die Wende des Jahrhunderts von unternehmungslustigen Reisebüros überall in die Wege geleitet wurden. Ein tüchtiger Reisemarschall besorgte alles. Man brauchte sich nicht um den Fahrplan zu bekümmern, nicht um Eisenbahn- und Schiffskarten, nicht um Hotelrechnungen und andere kleinliche Dinge, die dem der Landessprache Unkundigen Ärger und Kosten verursachen. Für alles war der Reisemarschall da, der den Reisegast behütete und betreute wie die Amme ihren Säugling. Nur Geld mußte der Säugling besitzen und bereit sein, es auszugeben; dann konnte er mit derselben Sicherheit, mit der ein anderer über die Straße zum Bäcker ging, um sich eine Semmel zu kaufen, eine Reise nach Südamerika oder nach Indien antreten. Das Reisebüro gab den Reisekontrakt, der unterschrieben und bezahlt werden mußte;

dann hatte man sich um nichts mehr zu bekümmern. Der Reisemarschall sorgte für alles. Er ließ das Gepäck, von dessen richtiger Verpackung er sich persönlich überzeugte, aus der Wohnung abholen, ließ es verladen und überwachte die Verzollung an den Grenzen, die Umladung auf das Schiff und den Rücktransport in die Wohnung. Und den gleichen Weg, wie das Gepäck ging der zu ihm gehörende Reisende. Auch er wurde verladen, auf die Bahn gebracht, gelangte von der Bahn aufs Schiff, vom Schiff auf den Wagen, auf das Maultier oder das Kamel, dann ins Hotel, dann wieder auf das Schiff zurück, und wurde so mit der gleichen Zuverlässigkeit und Sicherheit wie sein Gepäck, nachdem er durch eine Reihe von Ländern transportiert worden war und eine im Prospekt genau vorgeschriebene Anzahl von Soupers und Diners sich einverleibt hatte, wieder in seiner Wohnung abgeliefert.

Eine solche Reise hatte Dietrich Overweg mitgemacht, und sie hatte ihm ausgezeichnet gefallen. So gut, daß er gleich nach seiner Rückkehr in das Reisebüro gegangen war, um seine Teilnahme an der nächsten Tour anzumelden, die drei Monate dauern und nach Indien führen sollte.

Jetzt sah er diese Reisen, die ausgeführte und die geplante, in einem anderen Licht. Schon steckte ihm Island im Blute und machte es rebellisch. Nein, das waren keine Reisen für einen Weltreisenden, wie er einer war. So reist das Herdenvieh, das über große, längst ausgetretene Heerstraßen getrieben wird. Er begriff plötzlich nicht mehr, wie er sich so voreilig für die Indienfahrt hatte festlegen können. Ob er noch würde zurücktreten können? Er überlegte. Nein, es würde nicht gehen. Island lag im Norden; die Reise mußte also im Sommer stattfinden. Vom 15. Juli bis 15. August aber lief der Urlaub des Herrn Thomas. Beide konnten sie nicht zugleich verreisen. Ja, wenn der Urlaub des Herrn Thomas nicht gewesen wäre. Mit dem Büro hätte er sich verständigen können. Er konnte ja das angezahlte Geld stehen lassen für eine andere, spätere Reise. Aber der Urlaub des Herrn Thomas. Das war der Haken. Ob er mit Herrn Thomas einmal reden sollte?

In der Apotheke war in den frühen Nachmittagsstunden noch wenig zu tun. Nach vier Uhr, wenn die Sprechstunden der Ärzte begannen, kamen die ersten Kunden. Herr Thomas stand in der durch einen Aufbau von Flaschen verdeckten Rezeptur hinter der Wage, schaute Herrn Färber zu, der eine Morphiumlösung filtrierte und erzählte von seinen letzten Erfolgen in Hoppegarten.

Herr Färber war klein und schlank, 29 Jahre alt und hatte einen semmelblonden Spitzbart. Sein rotes Gesicht war, soweit es der Bart nicht bedeckte, mit Pickeln und Pusteln dicht besät. Er war ein sehr friedliebender, sanfter Herr, kühn, überaus kühn in seinen Gedanken, aber zaghaft und ängstlich, sobald es zum Handeln kam. Er hätte die größten Heldentaten begehen können, wenn es brieflich möglich gewesen wäre. Aug in Auge mit einem Menschen verlor er sofort jedes Selbstbewußtsein. Gegen den stets eleganten Herrn Thomas, der niemals arbeitete, sondern nur anordnete und das Ganze beaufsichtigte, hegte er grimmigen Haß im Busen. Er wäre auch gern gut angezogen gegangen, aber wenn man alle Arbeit machen muß, bei der man schmutzig werden kann, ist das nicht möglich. In anderen Apotheken pflegen die Gehilfen sich in die Arbeit zu teilen. Da macht heute dieser, morgen jener die unangenehmeren Arbeiten. So etwas nennt man Kollegialität. Aber davon hatte der fette Thomas, der nur an sich dachte, keine Ahnung. All' das hätte er ihm gern einmal gesagt. Aber er wagte es nicht. Denn Herr Thomas war der Vertreter des Chefs und dieser war oft auf Reisen. Die einfachste Klugheit gebot, sich mit seinem Vertreter gut zu stellen. Darum hörte er auch jetzt mit Interesse zu, während er sein Filter kniffte, das Morphium einwog und in die Flasche schüttete.

„Mensch! Einen Tip habe ich gehabt, einen großartigen Tip. Denken Sie. Achtfaches Geld! Bombensicher war die Sache, doch kein Mensch hat eine Ahnung davon gehabt. Alle hatten auf Hamurabi gesetzt. Aber Hamurabi ist heut eine alte Ziege und Dreikäsehoch lief nicht. Was blieb also übrig? Nur Liebling und den hab ich gesetzt. Sie, wenn ich mehr Moos gehabt hätte! Aber mit den paar Kröten kurz vor Ultimo war kein Staat zu machen. Ein ganzes Jahresgehalt hätte ich rausholen können. Doch in der nächsten Woche, im Hertefeldrennen, riskierte ich was. der nächsten Woche, im Hertefeldrennen, riskiere ich was. haftig — —

Herr Färber sollte es heute nicht mehr erfahren. Denn eben trat Dietrich Overweg über die Schwelle, und der geistesgegenwärtige Thomas bog seinen Satz.

„Wahrhaftig, nein. Ich riskiere es nicht. Ich gebe keine Arsenferratose im Handverkauf ab. Es ist verboten. Alle Arsenpräparate sind im Handel verboten. Und wegen der 70 Pfennig, die wir an einer Flasche verdienen, lohnt es sich nicht, das Gesetz zu übertreten. Aber natürlich, wenn Herr Overweg meint — —"

und dann sich wendend, als ob er erst jetzt den Chef bemerke: „Wie wünschen Sie, daß wir uns verhalten sollen? Einerseits könnte man die Ferratose ruhig abgeben. Es ist nicht viel Arsen darin. Aber in der letzten Zeit sind mehrere Arsenvergiftungen vorgekommen. Und wenn einmal etwas passiert! Der Staatsanwalt holt sich doch gleich den Apotheker. Aber wenn Sie meinen."

(Fortsetzung folgt.)

J. V.

Von Bruder Bernhard.

„Pfeffer und Salz" von Bruder Bernhard, einem modernen Abraham a Sancta Clara, der „frumbden Christenheit in Stadt und Land in die sonntägliche Predigtkost gestreut", so nennt sich eine überraschende Neuheit der Literatur. Kräftiger Humor und gesunde Religiosität zeichnen das unwüchsige Büchlein aus (herausgegeben von Dr. Paul Reinelt bei Herder, Freiburg i. Br.; gebunden M. 3.30). Hier eine Probe:

Der Herr Redakteur hat mir brieflich kund und zu wissen getan, daß ich heut für ihn den gewöhnlichen Sonntagsartikel schreiben soll. Es ist eigentlich ein blamable Sache, daß ich es tue. Andere Leute strecken alle viere von sich und fahren in die Ferien, und ich darf J. V. schreiben. Muß offen gestehen, daß mich das wurmt, so als Aushilfsschreiber nur angenommen zu werden, wenn es andern Leuten paßt, die Feder wegzulegen und auszuruhen. Mit solch giftigen Gedanken bin ich durch die Kreisstadt gegangen und habe sinniert, wie ich meine Galle der Redaktion zuschicken könnte. Wie ich gerade so meine Antwort stilisiert habe, daß sie grob genug war, aber noch nicht zu einer Beleidigungsklage reichte, ging ich an einer Kneipe vorüber, wo geschrieben stand: Restauration. J. V. Grübel.

„Siehst du", habe ich da bei mir selbst gedacht, der schenkt nicht einmal sein Aktienbier und die Edelliköre aus Eigenem aus, sondern er ist auch so ein Jvauer." Das hat mich wieder mit dem Schicksal ausgesöhnt. Wenn der Brauer sich schämt, sein Gesöff selber auszuschenken, vielleicht weil er fürchtet, daß ihn die Gäste verprügeln für sein Gebräu, das er Bier nennt, aber nur gefärbtes Wasser ist, warum soll ich nicht auch einmal J. V. schreiben? Wir sind doch eigentlich alle nur J. V. Was ist denn der König und Kaiser im Lande anders als ein Vertreter Gottes? Nennt sich der Papst nicht selber Stellvertreter Jesu Christi? Und der Pfarrer am Orte vertritt den Bischof, weil eben nicht jede Gemeinde einen Bischof haben kann. Oder der Herr Kaplan wird vom Pfarrer J. V. geschickt, damit er taufe, begrabe oder zu einer Hochzeit gehe. Ist irgendwo ein großes Fest, treten immer etliche auf, die sagen, sie seien in Vertretung des Herrn Präsidenten oder der Regierung (unter der sich kein Mensch etwas denkt, weil auch oft nichts dahinter ist). Jeder von uns ist schon einmal J. V. des Vaters oder der Mutter irgendwo gewesen und kam sich als etwas gewaltig Großes vor.

Alle Erdenkinder sind eigentlich nur J. V., sind Platzhalter für den Nächsten, der auf deine Stelle wartet, und mancher bringt es in seinem ganzen Leben zu nichts anderem als zum J. V. Er hat keine eigene Meinung, keine eigene Wohnung, kein Stücklein eigenes Feld, auf dem er sein Brot erbaut. Einen habe ich sogar einmal getraut, der Brautvaters Hosen und schwarzen Rock anhatte. Eigen ist gewöhnlich nur die Dummheit und der Stolz, und auch den haben manche noch von ihren Eltern geerbt.

Denkt man ein wenig nach, findet man, daß eigentlich so an einem Menschenkinde gar nichts Eigenes ist. Die Anlagen, die Statur hat man von den Vorfahren geerbt wie den väterlichen Hof. Die Sprache hat man von der Mutter, das Wissen vom Lehrer, die Gnade vom Pfarrer, seine Anstellung von der Regierung, und selbst die Erbsünde hat man gleich bei seiner Geburt mit auf den Weg bekommen, ohne daß man darum gebeten hätte. Ist der Mensch in seinem Leben etwas geworden, heißt es gleich: wessen Sohn ist er denn? Taugt der Vater etwas, sagt man: Es ist halt Anlage. Ist der Vater ein Lump und Säufer, glaubt jeder, der Herr Sohn habe sich an irgend einen Unterrock gehalten und sei so vorwärts gekommen. Erst wenn man tot ist, und hinterläßt etliche hoffnungsvolle Sprößlinge, kommt man zu eigenen Ehren, ja zu Denkmälern und Lebensbeschreibungen. Kommt gar erst eine Revolution, kann man es sogar so weit bringen, daß eine Straße nach einem benannt wird oder ein neues Schuhputzpulver oder eine Zigarre. Ist doch eigentlich alles im Leben J. V.

Kommt sich aber doch ein jeder groß vor, wenn er J. V. seinen Namen unter einen schönen Titel setzen darf. Ist doch schön, wenn jemand einen Gewerbeschein abholt auf der Polizei, unterschrieben: Der Oberbürgermeister. Aber der hat ihn gar nicht unterschrieben, weil er den Wisch gar nicht gesehen hat. Auch der Herr Kanzleidirektor hat ihn nicht unterschrieben, weil er auf Urlaub ist. Auch der Herr Sekretär hat ihn nicht unterschrieben, weil er (wie alle Sekretäre) einmal auf einen Augenblick hinausgegangen ist. Blieb also nur der Aushilfsschreiber übrig, der noch nicht einmal in den Tarif hineinreicht und stundenweise bezahlt wird. Der aber setzt unter den schönen Titel des Oberbürgermeisters seinen Namen J. V.

Wer J. V. handelt, ist sich seines Wertes bewußt. Sollst mal meine Ministranten sehen, wenn die beiden ältesten auf Urlaub sind. Ist eine Lust, wie kerzengerade sie dahergehen wie der Storch im Salat, vermeinend, alle Leute sehen auf sie. Der Bälgetreter, der aushilfsweise einmal an einem Sonntage Wind macht, wird gewiß so beifällig bemerken, daß das Bälgetreten gewiß gelernt sein wolle, und es nicht jeder so könne wie er. Hab' es einmal in einer gebildeten Gesellschaft erlebt. Ein namhafter Redner war für eine Veranstaltung gewonnen worden: der Kirchenchor sang, andere spielten, kurz, das Programm war gut, und es mußte gut sein; denn was einkam, sollte für die Glocken sein. Und es war auch alles gut. Sehr gebildete Herren standen an der Kasse und nahmen den Leuten das Geld ab. Auch hatten sie ein Plakat gemacht, worauf geschrieben stand, wozu das sündhaft viele Geld gebraucht würde. Der Redner sprach besser als je, die Geiger waren Wunderkünstler und die Sänger halbe Cherubime. Alles klatschte, daß wenigstens ein Dutzend Handschuhe geplatzt sind, und mancher zog bei dem Herausgehen noch einmal seine Brieftasche und gab noch einen Schein. Gerad zuletzt bin ich gekommen und hab' mich gefreut über den Erfolg. Sagt doch der gebildete Herr: „Ja, unser Plakat hat mächtig gezogen!" Hat also der Dummerjan geglaubt, sein Plakat wär' bei dem ganzen Konzert die Hauptsache gewesen.

Vielleicht bist du auch bloß so ein J. V., einer, der keine eigene Zeitung liest, sondern sich das Blättlein bloß ausleiht am Sonnabend, um zu wissen, wo morgen die Fidel kratzt und wo der Kaffee am billigsten ist. Oder du bleibst am Sonntag im Bett und schickst deine Kinder J. V. in die Kirche, abends aber bist du bei Tanz und Vergnügen höchstselbst zugegen. Oder so du ein Weib bist und hast Klatschereien angerichtet, darf der Mann J. V. die Sache wieder in Ordnung bringen. Es ist halt ein Leiden mit den Leuten J. V., und ich werde selber froh sein, wenn ich wieder mein eigener Herr bin.

Weihnachtsverse aus alter und neuer Zeit.

In Siebenbürgen ruft der Hausvater herumziehenden Sängern entgegen:

Sie sind meine Gäste heute,
Speisen mit uns alle beide,
Daß sie nicht mit Grund uns schmollen,
Wart' ich mit dem Tisch, dem vollen.

Darauf antworten die Sänger:

Freu' dich, guter Christ, zum Schmaus,
Treten hohe Gäste in dein Haus.
Betend fallen wir vor ihnen nieder,
Doch dir singen wir die Weihnachtslieder.

*

Komm Jesu in mein Herz hinein,
Komm, laß es deine Wiegen sein,
Komm, komm, ich will bey Zeiten
Das Lager dir bereiten. (Adamt.)

*

Im Walde steht ein Tannenbaum
Mit Nadeln spitz und fein,
Damit näht sich der Distelfink
Sein buntes Röckelein!

Er steht da so kerzengrad
Und grün ist stets sein Kleid,
Im Frühling und im Sommer wohl
Und auch zur Winterszeit.

Christkindlein schickt durch Schnee und Eis
Herrn Niklaus dann hinaus,
Der schneidet ab den Tannenbaum
Und nimmt ihn mit nach Haus.

Christkindlein hängt mit zarter Hand
Viel Nüss' und Äpfel dran,
Und Lichtlein steck's auf jeden Zweig,
Dazu auch Marzipan.

Und kommt die liebe Weihnachtszeit,
Da klingelt die Mama;
Wie steht der grüne Tannenbaum
So bunt und stille da.

Du Tannenbaum im dunklen Wald,
Bald wirst du abgestutzt,
Drum freue dich, dann wirst du auch
Gar herrlich aufgeputzt.

(Aus den Kinderliedern von Dieffenbach.)

*

O süßeste Lieb'
O wunderbare Trieb':
Jesus liegt in einem Krippelein,
Bei Ochs und Eseln armselig.
Es ist von hoher Art.
Hier Gott und Mensch gepaart.
Ihr Hirten, laßt uns preisen!
Er wälzet sich in Heu und Stroh,
Damit läßt er sich zieren.
Auf, singet mit der Engelschar:
Gloria in excelsis!

(Niederschlesisches Wiegenlied.)

*

Sie sagen immer, wenn die Jahreszeit naht,
Wo man des Heilands Ankunft feiert, singe
Die ganze Nacht durch dieser frühe Vogel;
Dann darf kein Geist umhergehn, sagen sie,
Die Nächte sind gesund, dann trifft kein Stern,
Kein Elfe faht, noch mögen Hexen zaubern,
So gnadenvoll und heilig ist die Zeit.

(Shakespeare: Hamlet.)
(Der frühe Vogel ist der Hahn.)

*

Kommst du endlich — und es schlummert
Rings um dich dein Volk und Land,
Nacht ist weit umher und Hirten,
Armen Hirten wird bekannt,
Wer du bist! Und hoch in Lüften
Wird dein himmlisch Reich genannt.

(Herder.)
Mf.

Was ist Kohle?

Der folgenden Zusammenstellung von Definitionen mag jeder entnehmen, was ihm nützlich dünkt.

Anaximenes (588 v. Chr.): Kohle ist eine Verdichtung der Luft.

Ein Unbekannter (um 1500): Kohle ist eine steinölartige Masse, und als solche vom Himmel gefallen.

Ein zweiter Unbekannter (um 1500): Kohle ist ein vulkanischer Auswurf.

Agricola (1540): Kohle ist eine Verdichtung des Erdöls.

Balthasar Klein (1582): Kohle ist scheinbar Holz.

Der Geologe von heute (nach Kukuk „Unsere Kohlen"): Kohlen sind kohlenstoffreiche Gesteine, welche aus der Anhäufung und Zersetzung vorwiegend pflanzlicher Reste hervorgegangen sind, oder kurz: Kohlen sind fossile organogene phytogene Gesteine.

Der Petrograph: Kohle ist kohlenstoffreiches, an Wasserstoff un Sauerstoff armes Gestein.

Der Techniker: Kohle ist eine Energiequelle.

Der Wärmetechniker: Kohle ist der fossile Brennstoff.

Der Kaufmann: Kohle ist Ware wie Hering und Apfelsine.

Der Schüler: Kohle ist ein Mineral.

Der Laie (auch von heute): Kohle ist Kohle, im günstigsten Falle: Kohle ist Brennstoff.

Meine Frau (auch von heute): Kohle ist Dreck (weil der Küchenherd schlecht brennt).

Und zum Schluß das Gesetz: § 1 des Kohlenwirtschaftsgesetzes vom 23. März 1919 bestimmt: Kohlen im Sinne des Gesetzes sind Steinkohle, Braunkohle, Preßkohle und Koks.

H. Seikritt in der „Frankf. Ztg."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.